

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Für Träumer ist nicht Platz in dieser Zeit,
Die rastlos ist und sparsam im Verirren.
Ihr Eisentritt aus rasselnden Gelenken,
Er überdröhnt, was ihn nicht überlehrt,
Und schüttelt die Gehirne, daß sie denken.

Anton Wildgans.

Die „Lehrerin“.

Von Karl Schönherr.

Gestern habe ich ein ganz nettes, bedeutungsvolles Genrebildchen gesehen. Da steht in der Gasse gegenüber meinem Fenster ein etwas lauffälliges Haustor weit offen. Dahinter gähnt ein dunkler Fluß. Vor dem Tor steht ein kleines, etwa vierjähriges Mädel, an dem man es wieder einmal so recht deutlich sehen konnte, daß der Mensch aus Erde und Lehm gemacht ist. Der Kleine benützt das Tor als Schreibtisch. Der rechte Zeigefinger dient ihm als Feder. Auf dem Boden in einem Gefäßchen ist Straßentot zu Brot gerührt; das ist die Tinte, in die der Junge dann und wann die „Feder“ taucht. Er hat im Eifer des „Schreibens“ die Zunge ängstlich zwischen die Zähne geklemmt und schielt immer wieder kleinerzagt nach hinten.

Ein etwa fünfjähriges Mädelchen sitzt ängstlich zusammengebückt auf dem Behrstein nebenan und hält die Hände — zwei liebreich-patschige, schmutzige Pfüchchen — nach braver Schülerart schön flach auf einen umgestürzten blechernen Margarinetübel. Auch sie wendet gleich dem Knaben immer wieder ihr herziges Köpfchen in halber Wendung furchtsam nach rückwärts. Denn die Kinder spielen „Schule“ und hinter ihnen lauert die gestrenge Lehrerin: Ein Mädel von etwa sieben Jahren, barfuß, mit einem dünnen, semmelblonden Zöpfchen. Sie hat neben sich ein Strickzeug liegen, aber weih Gott, sie kommt nicht dazu, eine einzige Masche zu fassen. Immer wieder springt sie auf und langt nach dem Gafelstäbchen. Bemüht sich auch als „Lehrerin“ ein gutes Schriftdeutsch zu sprechen:

„Was? Dds da soll ein Haarrstreich sein?“ schreit sie den Knaben vor der „Tafel“ an. „Du Fraß! Ich werde es dir lehren!“ Und das Gafelstäbchen faßt unbarmherzig über die kleinen Finger.

Ames Mädel! Mit solcher Feder und solcher Tinte soll er auf dem alten Tor Haarrstiche machen! Nichts ist der Lehrerin recht. Sie sitzt da und lauert auf Fehler und Ungehörigkeiten, wie ein Jäger auf den Fuchs. Das Stäbchen in ihrer Hand sucht ordentlich nach lebendiger Betätigung.

„Habe ich es dir nicht am gesagt, du sollst die Hände gerade halten!“ herrscht sie das brave Kleine auf dem Behrstein an. „Wart, Fraß! Ich werde dich lehren!“ Und das Stäbchen faßt auf den Margarinetübel nieder, daß es dröhnt. Die Kleine hat ihre Pfüchchen zum Blick noch rechtzeitig in Sicherheit gebracht und besitzlichigt sich jetzt nur noch ängstlicher einer musterhaften Haltung. Die „Lehrerin“ nimmt nun summarisch die „ganze Klasse“ vor:

„Ihr unfulbivierten Frahen! Ihr verbütet mir mein ganzes Köben!“

Kein lieber Zug ist an dieser Kleinen; alles streng und mitteillos. Ich kenne das Mädel. Es ist sonst gut und faust. Aber es kopiert da offenbar seine eigene Lehrerin. So tat sich mir in dem simplen Spiel der Kinder ein getreues Widerbild einer kleinen Zürcher Dorfsschule auf mit seiner ganzen trostlosen Dürre und Härte.

Die zwei Kleinen Schüler haben sich ebenso wie die „Lehrerin“ mit der ungeheuren Kraft der Kinderphantasie ganz und voll in das

„Mädel“ hineingelebt. Ganz bedot und unterwürfig lassen sie alle Gebote und Schläge über sich ergehen; trauen sich nicht zu mucken und zuden jedesmal schmerzlich zusammen, wenn die „Lehrerin“ wieder nach dem Stäbchen langt. Sie versuchen alles ja nur recht gut und schön zu machen, aber was hilft's? Wer sucht, der findet! Die „Lehrerin“ hat schon wieder einen „Anhaltspunkt“ gefunden — das schmutzige Händchen der Kleinen; Gott sei Dank, das Gafelstäbchen bekommt wieder Arbeit. Die „Lehrerin“ besah vorerst ihre eigene Hand, die auch nicht gerade sauber war; sie spuckte heulisch darauf und wuschte sie an ihrem Mädelchen verstoßen aus dem größten Schmutz heraus. Dann stürzte sie wie eine Ratte auf das Kleine los und riß ihr das Patschhändchen in die Höhe:

„Du Schmutzstink! Ich werde dir lehren, die Hände waschen!“ Dann schallt sie wieder mit dem Knaben vor der Tafel: „Tut man mit der Hand die Tafel abwischen? Siehst du nicht den Schwamm, du Rader?“

Sie wies auf einen alten rotwollenen Fellen, der an dem Tor hing:

„Du hast den Schwamm nicht amal ausgewaschen? Marsch zum Brunnen und mache den Schwamm guat naß! Und du Schmutzstink, wasche dir die Händ', sonst schläge ich dich mausgagelott!“

Sie stieß die Kleinen mit harter Faust gegen den Brunnen zu und gab jedem noch einen Streich mit auf den Weg.

Die beiden watschelten mit ihren kurzen Beinchen furchtsam enge aneinandergeschmiegt dem Brunnen zu und wuschen und schneierten und hielten ja gut acht, nur alles recht gut zu machen! Wohl zwanzigmal taucht die Kleine ihre Patschhändchen tief in den Brunnen, bis sie ganz rotblau waren vor Kälte. Aber was half's? Wer sucht, der findet! Die „Lehrerin“ stand unter dem Tor und schrie ihnen zu:

„Macht man es so? Zehn Minuten von der Schule ausgefliebert! Ihr Frahen! Ich werde Gaf lehren!“

Und sie schwang vielverheißend das Gafelstäbchen den angstvoll näherkommenden Kindern entgegen.

Aber dann langte plötzlich ein langer, bitterer, brauner Schwefelarm aus dem Dunkel des Hausflurs nach der „Lehrerin“; soßte sie hinten beim blonden Schopf. Ich hörte eine kreischende Stimme — sie gehörte wohl der Mutter an:

„Hab' i nit g'sagt, du sollst stricken?“ Dann vernahm ich ein dumpfes Pitsch-Patsch und das gelleude Geschrei der „Lehrerin“.

Im Nu war die Kleine Schulwelt zerstört, die sich die Kinder unter dem Haustor aufgerichtet hatten.

„O je,“ lachten die beiden Kleinen. „Die Lehrerin kriegt Schläg!“ Und lachen lachend davon.

Ich aber mußte lange Zeit noch an die wirkliche Lehrerin der kleinen „Lehrerin“ denken. Ich kenne sie nicht, und kenne sie doch!

„Aus meinem Reclibuch“, Verlag Stadmann, Leipzig.

Die Versammlungsreferenten.

Von Philipp Scheidemann.

Im Laufe einer Jahrzehnte umfassenden Praxis als Versammlungsbredner habe ich mancherlei Erfahrung sammeln können, die ich für alle Interessenten, besonders also für Organisationsleiter und Versammlungsbredner, in Gestalt einiger Fingerzeige nutzbar machen will.

Da die meisten Referenten sehr wohlhabende Leute sind, legt man als Rückporto bei, wenn du anfragst, ob sie geneigt sind, in einer Versammlung zu reden. Beigelegte Rückporto wirken verkehrt. Es wird jedem Referenten ein besonderes Vergütungen sein, täglich zehn bis fünfzehn Briefe zu beantworten. Das

graphische Zu- und Abgabe verlangt wird, woraus von den mit Karte Auftragsenden in den meisten Fällen ausdrücklich bestanden werden sollte.

Hat ein angefragter Redner zugesagt, dann nimm den Fahrplan zur Hand und stelle fest, mit welchem Zug er ankommen kann. Kommt ein Zug mittags um 1 Uhr, ein anderer abends um 8 Uhr, dann berufe die Versammlung bestimmt für 7 Uhr ein, weil der Referent dabei ohnedies nichts zu tun hat und froh ist, wenn er schon vormittags reisen darf, um in dem zumeist sehr interessanten Versammlungsort sechs Stunden in einem freundlichen Lokal sitzen zu können. Ist es möglich, daß der Redner nach der Versammlung, sagen wir um 11 oder 12 Uhr, wieder zurückreisen könnte, dann ist die Versammlung so spät einzuberufen, daß der Redner einen Nachtzug bestimmt nicht mehr benutzen kann.

Wenn es irgend geht, schreibt dem Referenten nicht, in welchem Saale er reden soll. Der Ort gewinnt sehr an Interesse für ihn, wenn er nach seiner Ankunft erst eine Plakatsäule auffuchen muß, daran aber kein Versammlungsplakat findet, weil grundsätzlich nur im Parteiorgan inseriert wird. Er muß infolgedessen erst einige Lokale besuchen, bevor er die Zeitung findet, in der die Versammlung angekündigt worden ist. Derartige Fahrten wirken auf die Stimmung des Redners überaus günstig ein. Ich setze als selbstverständlich voraus, daß ein Referent nicht durch Abholen vom Bahnhof gekränkt wird.

Unter allen Umständen muß dafür gesorgt werden, daß der Saal zu Beginn der Versammlung bereits mit Rauch dicht gefüllt ist. Es ist für den Redner lästig, wenn die Rauchwolken sich erst während seiner Rede entwickeln.

Ungemein wichtig ist es, für den Redner den geeigneten Platz ausfindig zu machen. Der Redner hat den großen Vorzug, seine Lungen während des Sprechens mehr gebrauchen zu müssen, als die bedauernswerten Zuhörer. Je nach Temperament wird der Redner mehr oder weniger schnell in Schweiß geraten. Zur Förderung seiner Gesundheit und zur Abhärtung ist es deshalb gerabzu unerlässlich, ihn so zu stellen, daß er fortgesetzt von einem frischen, abkühlenden Lufthauch berührt wird. Sehr einfach ist das Verfahren, wenn man seitwärts vom Redner die oberen Fensterflügel öffnet. Ausgezeichnete Zugluft kann auch erzielt werden, wenn man den Redner vor einen heruntergelassenen Vorhang stellt, den Vorhang aber etwa handbreit vom Boden in die Höhe zieht und dann auf der Bühne ein Fenster öffnet.

Geradezu unverantwortlich ist es, dem Redner Wasser in greifbare Nähe zu stellen. Das heißt, ihn in direkte Todesgefahr bringen; schließlich trinkt er in ersticktem Zustande wirklich einen Schluck des saalwarmen Wassers und stürzt, vom Schlag getroffen, als tote Leiche um. Dann findet die Versammlung nicht den gewünschten Abschluß.

Die Pulle, hinter denen ein Redner spricht, sind immer fauber, es ist also unnötig, auf sie irgendwelche Sorgfalt zu verwenden. Der vorige Redner hat den Staub schon mit seinen Händen und Rockärmeln abgewischt. Aber es schadet auch gar nichts, wenn sich der Redner einmal das zornglühende Gesicht im Eifer ein wenig mit Pulstaub beschmiert. Dergleichen wird vom Publikum gern gesehen und lenkt die Aufmerksamkeit ein wenig von der Sekrede hinweg fröhlicheren Gedanken zu.

Ueberhaupt darf man die Rücksicht auf das Publikum nicht vergessen, für das schließlich der Redner da ist, nicht umgekehrt. Deshalb keine übertriebene Rücksichtnahme auf den Referenten. Kolossale Steilerkeitserfolge kann man erzielen, wenn man den Redner von einer altersschwachen Kiste herunter reden läßt, die man leicht so herdrücken kann, daß sie zusammenbrechen muß, sobald der Redner eine heftigere Bewegung macht. Es wirkt ungemein komisch, wenn ein Redner in dem Augenblick verschwindet, in dem er mit dem Fuße auf den Boden stampft und mit der Faust auf das Pulst Kopft.

Manche Redner haben die lächerliche Gewohnheit, nach einer schriftlichen Disposition zu sprechen. Viel amüsanter ist es aber für die Versammlungsbesucher, wenn der Redner eine Feld-, Wald- und Wiesenrede hält, in der alles wie Kraut und Rüben durcheinander serviert wird. Deshalb beachte man die Lichtverhältnisse für den Redner! Wenn man dafür sorgt, daß er seine Notizen nicht lesen kann, ist die bergnüglichere Rede wahrscheinlich sicher.

Besondere Rücksicht muß übrigens auf gegnerische Versammlungsbesucher genommen werden. Weiß man, daß eine Versammlung gestört oder gesprengt werden soll, dann muß man von vornherein die Maßnahmen so treffen, daß die zärtliche Verwandtschaft in nächster Nähe des Referenten die besten Plätze findet, damit sie den Referenten und dieser sie in gar keiner Beziehung mißverstehen kann. Man sollte, wenn es irgend geht, die Bühne, auf der der Redner steht, für die Besucher reservieren, die stören wollen.

Wenn die von mir gegebenen Fingerzeige beachtet werden, ist jeder Versammlung der Erfolg von vornherein gesichert.

Zu neuen Ufern!

Richard Eisner hat unter diesem Titel Bedenke gesammelt, die in Aphorismenform zum sozialistischen Denken und Handeln anfeuern sollen. (Stilling-Verlag, Pantow.) Die folgenden sind dem Buchlein entnommen:

Siehst du die Rettung winken? Sie kommt von den Bergen, wie immer, wenn du das Haupt hebst.

Du mußt den Kopf heben, Bruder, denn von den Bergen flammt die Rettung. Du mußt nicht auf das Fleckchen Erde starren, auf dem du siehst.

Merkst du nicht, daß dann jeder deiner Brüder ein anderes Fleckchen Erde sieht, wenn er ebenso tut wie du? Du mußt den Kopf heben, du und deine Brüder; ihr müßt nach den Bergen sehen, von denen die Rettung winkt. Wenn Millionen den Kopf heben, sehen alle ein und dieselbe große Sonne.

Du mußt den Kopf heben.

Sozialismus ist keine Tat schlechthin, sonst müßte er einmal sterben; jede Tat weilt und stirbt. Sozialismus ist eine wirkende Kraft, nie Erfüllung, immer Glaube, immer Hoffnung, das immer wieder aufgehende Gestirn des Himmels.

Sozialismus ist der göttliche Funke im Menschen.

Sozialismus ist erstrebte Menschenbeglückung, der Weg zum Paradies, nicht zum Paradies der Toten, sondern der Lebendigen, der Schaffenden.

Wie kann ich aber mein Vaterland lieben, wenn ich meine Volksgenossen hasse? Hat nicht die verlogene materielle „Vaterlandsliebe“ den Wahnsinn gezeigt, ein Sozialist vertrate sein Land? Hat nicht der ruchlose Nationalstolz immer wieder die Klauen nach fremdem Gut ausgestreckt, bis er selbst einmal zum Opfer und zum Verderben am eigenen Volke wurde? Ist der ein Patriot, der sein Volk dem Gasardspiel des Krieges immer und immer wieder aussetzt und nicht nach dauernden Völkergesetzen strebt?

Nicht durch Kriege werden die Aufgaben der Menschheit gelöst, sondern durch einen friedlichen Wettbewerb der Nationen. Um dazu zu gelangen, muß der Körper der Nationen für unüberleglich erklärt werden.

Gegenseitige Hilfe.

Natürlich leugne ich den Kampf ums Dasein nicht, aber ich behaupte, daß die fortschreitende Entwicklung des Tierreichs und insbesondere der Menschheit weit mehr durch gegenseitige Unterstützung als durch gegenseitigen Kampf gefördert wird. ... Alle Lebewesen haben zwei wesentliche Bedürfnisse: Das erste Ernährung und das der Fortpflanzung der Art. Das erste bringt sie zu Kampf und zu gegenseitiger Vertilgung, während das Bedürfnis, die Art zu erhalten, sie zu gegenseitiger Annäherung und Unterstützung bringt. Aber ich neige zu der Anschauung, daß in der Entwicklung der organischen Welt, in der fortschreitenden Veränderung der Lebewesen, die gegenseitige Hilfe unter ihnen eine viel wichtigere Rolle spielt, als ihr gegenseitiger Kampf.

Glücklicherweise ist Konkurrenz weder im Tierreich noch in der Menschheit die Regel; sie beschränkt sich unter Tieren auf Ausnahmefälle. Bessere Zustände werden geschaffen durch die Überwindung der Konkurrenz, durch gegenseitige Hilfe. In dem großen Kampf ums Dasein sucht die natürliche Auslese fortwährend ausdrücklich die Wege aus, auf denen sich die Konkurrenz möglichst vermeiden läßt. Die Antseifen vereinigen sich in Haufen, in Völkern, sie stapeln ihre Borräte auf, sie halten sich ihr Vieh und vermeiden so die Konkurrenz; und die natürliche Auslese wählt aus der Familie der Ameisen die Arten aus, die es am besten verstehen, die Konkurrenz mit ihren unabweisbaren verderblichen Folgen zu vermeiden. Die meisten unter unseren Vögeln wenden sich langsam dem Süden zu, wenn der Winter kommt, aber versammeln sich in zahllosen Gesellschaften und unternehmen lange Reisen — und vermeiden so die Konkurrenz. Viele Nagetiere fallen in Schlaf, wenn die Zeit kommt, wo die Konkurrenz eintreten würde. Und wieder andere Nagetiere stapeln Nahrung für den Winter auf, und sie versammeln sich in großen Kolonien, um den nötigen Schutz zu haben, während sie an der Arbeit sind. Die Renntiere wandern, wenn die Flächen im Innern des Landes vertrocknet sind, gegen die See. Büffel durchqueren ungeheure Landschaften, um reichliche Nahrung zu finden.

Streitet nicht! Streit und Konkurrenz ist der Art immer schädlich, und ihr habt reichlich die Mittel, sie zu vermeiden! Das ist der Sinn der Natur, der nicht immer völlig verwirklicht wird, aber immer wirksam ist. Das ist die Parole, die aus dem Busch, dem Wald, dem Fluß, dem Ozean zu uns kommt.

Das ist es, was die Natur uns lehrt, und das ist es, was alle die Tiere, die die höchsten Stufen in ihren Klassen erreicht haben, getan haben. Das ist es auch, was der Mensch in allen Stufen seiner Entwicklung getan hat; und darum hat die Menschheit die Stufe erreicht, auf der wir jetzt stehen. Peter Propattin.

Heimat

Von Ernst Gsur.

Heimat!
Ist Heimat nur Dorf und Land?
Nur die kleinen Städte?

Auch über dem Meer der Mietkafernen
wölbt sich der Nachthimmel mit all den Sternen.
Tausende funkeln auch hier und die Milchstraße
spannt ihren Bogen.
Ein Meer von Häusern duckt sich darunter
wie Schafe, die in der Hürde zittern,
und Lichter leuchten aus den Stuben
der guten, kleinen Menschen,
überall sind sie am Werk. Ein rastlos Gewimmel.
Wie Bienenflieg. Wie Ameisenrennen
unter dem unendlichen ruhigen Himmel.

Gibt es nur ein Zurück?
Zu Dorf und Land?
Gibt es nur eine Flucht?
— Zu den kleinen Städten?
Es gibt größere Zusammenhänge!
Es gibt größere Organismen!
Weit wie der Himmel!
Und stark wie die Welt!

Die kennen dich nicht,
die der Zufall hierher geführt,

wie der achlose Wind ein Blatt verweht.
Lassen sich treiben in dem Strom der Dinge
bis zu dem Zentrum, das sie anzieht:
Berlin!
Meilenweit verschlingt dieser Magnetberg
im Umkreise die Eisenfüße.
Meilenweit streckt dieses gewaltige Tier
seine Arme.

Deren Jugend hier aufwuchs
zwischen all den Häusern,
die den Himmel suchen mußten,
sehnten sie sich nach der Bläue,
die kennen dich. Heimat!

Die in den Straßen irrend Erinnerung
überfällt — hier — und da — und dort wieder —
die kennen dich.
Denen du Wunden schlägst
tief in ihre Seele —
die erkennen dich: Wertmeister ihrer Seele.

Und tausend und mehr als tausend Herzen
nennen dich,
auch dich
mit bebender Lippe:
Heimat.

Wasser tut's freilich.

Von Prof. Alfred Grotjahn, Berlin.

Wer je Weimar und seine Erinnerungstätten an eine wirklich große Zeit besucht hat, erinnert sich mit Befremden, mit welcher bescheidenem Waschgerät die dort pietätvoll erhaltenen Wohnungen anseher großer Dichter und ihrer herrschaftlichen Gönner ausgerüstet sind. Offenbar sind unsere Mitvorbereiten selbst an den Gipfelpunkten ihrer Kultur in der Anwendung des Wassers auf ihren Körper sehr zurückhaltend gewesen. In der Tat begannen wir Mitteleuropäer erst vor wenigen Jahrzehnten die namentliche Reinlichkeit, die die Landesfittigkeit der früheren Kleidung und den Gebrauchsgegenständen widmet, auch auf Haut und Körper auszuweiten. Und selbst heute ist es damit noch schlechter bestellt, als vom Standpunkte der Gesundheitspflege wünschenswert ist. Viele behaupten zwar auch schon gegenwärtig, daß sie sich „täglich“ den ganzen Körper wuschen. Forscht man aber nach, so erstreckt sich die Bezeichnung des „ganzen“ Körpers in den weitaus meisten Fällen auf die Gegend oberhalb der Brust, während doch gerade unterhalb dieser Gegend jene Körperregionen liegen, die die tägliche Berührung mit Wasser, und zwar am besten mit warmem Wasser am nötigsten haben. Der ideale Zustand wäre ein kurzes warmes Bad für jede Person täglich. Sicherlich wird im hygienischen Zukunftsfeld jeder einen Tag, an dem er nicht gebadet hat, nur mit dem Gefühl des schlechten Gewissens zubringen. Daß diese Forderung des täglichen Vollbades den meisten von uns noch übertrieben vorkommt, ist schon bezeichnend dafür, wie wenig entwickelt der Reinlichkeits Sinn bei uns noch ist. Leider wird aus naheliegenden Gründen auf die Erfüllung dieser hygienischen Forderung für absehbare Zeit nicht zu rechnen sein.

Das Waschen soll nicht nur die Verunreinigungen der Haut faktisch beseitigen, sondern vor allen Dingen vorher auflösen. Deshalb wäscht man sich, wenn es irgend die Umstände erlauben, mit warmem Wasser, das die Schmutzteilechen der Hautoberfläche schnell auflöst, während das kalte gar zu leicht wirkungslos in Perlen an der fettigen Haut abläuft. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß das Waschen mit warmem Wasser die Haut verweichlicht und zu Erkrankungen geneigt mache. Die kurze Zeit des Waschens ist für die Abhärtung oder Verweichlichung bedeutungslos; denn für diese Zwecke ist es wichtiger, die Haut den natürlichen Reizen der frischen Luft bei gleichzeitiger Bewegung auszusetzen und sich häufig im Freien in leichter Kleidung zu bewegen.

Wenn hier gerade dem warmen Wasser eine besonders warme Lobrede gehalten wird, so soll damit nicht gesagt werden, daß nicht

auch das kalte großen Wert für die Reinigung und Reinhaltung des Körpers hat. Solange die Bereitung von warmem Wasser für Bade- und Waschzwecke noch das Vorrecht weniger, mit Warmwasserbereitung versehenen Wohnungen ist und solange nicht eine Herabsetzung der unerhört hohen Tarife für Elektrizität die wunderbaren elektrischen Heizwasserapparate zum Gemeingut gemacht hat, wird die große Masse der Bevölkerung immer noch vorwiegend auf das kalte Wasser als Hauptreinigungsmittel angewiesen bleiben. Es ist deshalb vom gesundheitlichen Standpunkte unbedingt erforderlich, daß wir uns und unsere Kinder daran gewöhnen, einmal am Tage mit Lappen oder Schwamm sich vom Kopf bis zu den Füßen mit kaltem Wasser abzuwaschen, und zwar die Füße einbegreifend, was ausdrücklich hervorzuheben nicht überflüssig ist und am besten durch Hineinstellen in das mit Wasser halb gefüllte Waschgerät bewerkstelligt wird. Diese Prozedur gewöhne man die Kinder an, abends vor dem Schlafengehen vorzunehmen. Auch die Erwachsenen sollten nicht unbedingt an dem Grundsatz festhalten, daß die Anwendung des Wassers nur in der morgendlichen Hast vorgenommen werden dürfe. Namentlich wer stäubige oder schweißtreibende Arbeit verrichtet, sollte sich der Wohltat gönnen, nach getaner Arbeit vor dem Abendessen sich ein Viertelstündchen den umständlicheren und feineren Maßnahmen der Körperpflege zu widmen. Aber auch wer täglich den ganzen Körper mit kaltem Wasser, Schwamm und Handtuch abreibt, muß wöchentlich ein warmes Vollbad oder wenigstens eine Seifenalkalibadung der gesamten Körperoberfläche vornehmen.

Von größter Wichtigkeit für die Körperpflege ist auch das Waschgerät. Geschichtlich übernommen, aber völlig verkehrt ist eine Waschkübel aus zerbrechlichem Material, sei es aus Porzellan oder Ton oder Steingut. Sie muß vielmehr, wenn sie auch nur den bescheidensten Anforderungen der Hygiene genügen soll, aus Metall sein, damit sie nicht zerbricht, wenn sich der Benutzer mit den Füßen hineinsetzt. Unzerbrechlich mit jeder Waschkübel im Schrank verbunden muß selbstverständlich eine ausgiebige Wasserwanne und ein geräumiger mit Deckel versehener Ausgußimer sein. Eine solche Waschanstalt aus emailliertem Eisen genügt bei richtiger Benutzung allen billigen Ansprüchen der Reinlichkeit und ermöglicht sowohl ein täglich einmaliges Waschen des „ganzen“ Körpers in des Wortes „ganzer“ tatsächlicher Bedeutung als auch ein mehrmaliges der besonders wichtigen Körperteile, namentlich der Hände, die am meisten als „Bazillenträger“ zur Krankheitsübertragung dienen. Noch besser ist es natürlich, wenn man außer einer handlichen Waschkübel noch über eine Wanne aus Zinkblech oder Holzstoff verfügt, die etwa einen halben Meter im Durchmesser mißt und

ein zusammengefügtes Gefäß aus wasserhaltigen Stoffe erstreckt werden.
Die Hühner, die man bei todtlichem Welken nicht selten Haut-
bäder nehmen sehen kann, lehnen uns, daß auch das Einpudern
Unschädlichkeit der Haut besitzig sein kann. Beide machen die
meisten Menschen vom Bader einen durchaus verkehrten Gebrauch.
Er gehört nicht auf die sichtbaren Teile des Körpers, wie Gesicht,
Hände und entblößte Knie, sondern überall dorthin, wo am Körper
Haarfallen aufeinander zu liegen kommen, also in die Achselhöhlen,
die Brustfalten, die Leistenfalten und die Falten der unteren
Körpertheile. Die Einpudern, zu der einfachsten Kalium genügt,
findet am besten gleich nach dem Bade oder der Ganzwaschung statt,
wobey auch das Wandwerden empfindlicher Hautfalten vermieden
wird.

Wenn die Menschen wüßten, wie sehr sie durch das Unschädliche fort-
gesetzte Keuschheit der Gesundheit, Schönheit und Wohlgefallenheit
ihres Körpers nachhelfen können, würden sie nicht so viele Opfer
an Geld und Mühe auf die tausend kostspieligen und überflüssigen
Schönheitsmitteln verwenden, mit deren Anwendung sie dem
Körper oft mehr schaden als nützen.

Wissen und Schauen

Beim Dalai Lama. Zum zweiten Male im Verlauf eines
Jahrhunderts ist jetzt der Fall Ereignis geworden, daß ein Euro-
päer eine Audienz bei dem in Ghassa, im innersten unzugänglichsten
Asten, residierenden Dalai Lama erhalten hat. Der erste, dem
diese seltene Auszeichnung zuteil wurde, war der englische Arzt
Dr. Manning, der im Jahre 1811 von dem Oberhaupt der buddhisti-
schen Kirche empfangen wurde. Jetzt ist dem englischen Telegraphen-
ingenieur Fairley die gleiche Ehre geworden. Allerdings hatte
dieser es ungleich leichter als sein Vorgänger, da er die Reise nach
Ghassa auf Einladung der tibetischen Regierung machte, die den
Wunsch hegte, mit Indien eine telegraphische Verbindung zu er-
langen.

Ein Besuch in Ghassa, so erzählte Fairley einem Berichterstatter
der „Morning Post“, führt uns in das Mittelalter, wo es am tief-
sten und dunkelsten ist. Die 20 000 Einwohner Ghassas hausen in
elenden, schmuggigen Hütten, die der elementarsten Keuschheits-
bedingungen unterliegen, und unter den jämmerlichsten hygienischen
Lebensverhältnissen. Es ist unter diesen Umständen als ein wahres
Glück zu betrachten, daß das „Rom der Buddhisten“ auf einem
3000 Meter hohen Plateau liegt und sich etwas Klimas erfreut,
wie es gesünder nicht zu denken ist. Der Dalai Lama residiert in
einem außerhalb der Stadt gelegenen Palast, der auf einem drei-
eckigen Berg erbaut ist und zu dem man nur auf Kellern ge-
langen kann. Der Palast, das sogenannte Botala, zeigt in seinen
Prachtstrahlen eine Ausstattung, die von köpfigen Goldschmuck
gerade zu überladen ist. In dem schönsten dieser Räume, einer
säulengestützten Halle, wurde Fairley in Audienz empfangen und
tauschte mit dem buddhistischen Kirchenfürsten die vom Gebrauch
vorgezeichneten Ehrenbezeugungen aus. Dabei breitete ihm der
Dalai Lama mit eigenen Händen ein seidenes Tuch über die Arme,
mit dem dann der Ingenieur seinerseits wieder die Hände des Dalai
Lama bedeckte. Dann erst durfte er mit Hilfe des Dolmetschers
die von dem Dalai Lama an ihn gerichteten Fragen beantworten.
Fairley wurde dann auch Gelegenheit geboten, den berühmten
Johann-Tempel zu besichtigen, vor dessen mit Goldblechen ge-
schmücktem, in Lebensgröße angefertigtem Buddhobildnis, das an-
geheilig noch zu Lebzeiten Liddhas verfertigt worden ist, beständig
27 Lampen in massiv goldenen Kandelabern brennen. Hier, in
der „Petersonkirche des Buddhismus“, wird auch eine Glode aufbe-
wahrt, die die Kapuziner im Stiche lassen mußten, als sie sich im
Jahre 1745 genötigt sahen, Ghassa wieder zu verlassen. Wenn Tibet
auch heute noch immer der Welt ein Geheimnis bleibt, so zeigt doch
die Audienz Fairleys, daß der in Regierungskreisen herrschende
Wunsch, Verbindung mit der westlichen Welt anzuknüpfen, bereits
dazu beigetragen hat, eine Bresche in die Mauer der Abgeschlossen-
heit zu legen.

Die Zunahme der Wurmerkrankungen. Zweifellos hat seit
dem Krieg die Zahl der Erkrankungen an Würmern, insbesondere
an den kleinen Spulwürmern, ganz erheblich zugenommen; sie
dürfte bedingt sein einerseits durch das enge Zusammenwohnen
großer Volksmassen in unhygienischen Verhältnissen während des
Krieges, andererseits durch das Ueberwiegen der vegetabilischen
Nahrung.

Die Wurmerkrankung ist eine häufige Ursache des schlechten
Aussehens, sowie von Kopfschmerzen, Magen- und Darmerkrank-
ung, besonders der Kinder. Der Kranke wird gewöhnlich aufmerk-
sam auf seine Erkrankung durch ein festes Jucken in der After-
gegend; meist sind die Würmer sodann mit Leichtigkeit im Stuhl-
gang nachzuweisen. Die Erkrankung ist weniger gefährlich als
unangenehm und sehr hartnäckig. Ein Medikament, das in kurzer
Zeit diese Art von Würmern beseitigt, gibt es nicht. Dagegen
kann man mit ziemlicher Sicherheit die Erkrankung beseitigen durch
Einhaltung einer peinlichen Keuschheit und Beachtung gewisser
Vorschriften. Die Würmer legen in der Gegend des Afteres der
Menschen ihre Eier ab; durch Krabben gelangen die Eier an die

Handen in den Magen; dort schlüpfen die jungen Würmer aus,
wandern den Darm hinab und legen wieder ihre Eier ab und der
Kreislauf beginnt von neuem. Das Wichtigste bei der Behand-
lung ist daher die stete Wiederinfektion mit den Würmern zu
verhüten. Dazu gehört eine peinliche Sauberkeit, Händewaschen
nach dem Stuhlgang, Fingerringel reinigen, nachts Unterhosen an-
lassen, damit ein Krabben im Schlaf verhindert wird, Sitzbäder,
gegen das Jucken, Abspülen mit Essigwasser. Sehr gut bewähren
sich Einläufe mit abgekochtem Knoblauchwasser oder verdünntem
Essigwasser.

Büchertisch

Mozart auf der Reise nach Prag, diese köstliche Novelle
Eduard Mörikes, die auf dem wundervoll gewirkten Zeit-
und Kulturhintergrund den Menschen und Musiker Mozart in einem
bedeutend ausgestalteten Erlebnis porträtiert, wird vom Verlag
Vorwärts neu herausgegeben. (Preis 2.50 M.) Das Gewand ist
dem Inhalt vortrefflich angepaßt; der leinengepresste Umschlag zeigt
Mozarts Medaillon in zierlicher Rahmung. Die Annuit der
Sprache, die scheinbar spielende Leichtigkeit der Darstellung lockt
zum ersten Genuß, der schöne Gehalt führt zur erneuten Lektüre
zurück.

Johannes B. Jensen: Das verloren Land. (S. Fischer,
Verlag, Berlin.) Es ist der einleitende Band zu einer fünfbandigen
Völkerreihe, die die Gestaltung des Antlitzes der Erde in Roman-
form darstellt. 2 Bände: „Der Gletcher“ und „Das Schiff“ sind
bereits erschienen, zwei weitere in Vorbereitung. Wer sich für das
Werden des Lebens aus den primitivsten Anfängen interessiert, von
den einfachsten Lebensmöglichkeiten — Leben von Mensch, Tier und
Pflanze und ihrer gegenseitigen Abhängigkeit — aufwärts steigt
bis zur Kenntnis des Feuers und dem Dämmern einer Erkenntnis
von der Zweckmäßigkeit auch der nichtfaßbaren Dinge: Gestirne,
Jahreszeiten, Meer, bis zum ersten Kleiden Eises, dem Verklünder
eines neuen Zeitabschnittes, der wird hier freudig verweilen und
die weiteren Bände mit Interesse erwarten. R. B.

Der deutschen Jugend Handwerksbuch, (Verlag W. G. Teubner.)
Die Arbeit in die Schule einzuführen, vom uralten Wissen zum leuen-
digen Schaffen zu führen, wird immer mehr als Aufgabe der Schule
erkannt. Der Handfertigkeitsunterricht ist der erste Ausfall dazu.
Inzwischen wird die Jugend sich selber helfen müssen. Ein über-
aus nützlich Hilfsmittel, um die Hände geschickt zu machen zu
anregender und nützlich Arbeit, hat Prof. Ludwig Palla, der
unermüdbare Vorkämpfer der Handarbeit im Preussischen
Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volkserziehung, das von
ihm herausgegebene, von den erfahrensten Praktikern bearbeitete
Handwerksbuch geschaffen. Der zweite Band, der jetzt neu vor-
liegt, wendet sich an die reifere, bereits vorgebildete Jugend und ist
gleichzeitig geeignet zum Selbstunterricht wie für die Schülerwerkstätten.
Gutes und reichliches Bildmaterial gibt Anschauung und Muster.
Auf Vapparbeiten, Kleb- und Sprennpapiere folgen Holzarbeiten mit
genauer Erklärung der nötigen Werkzeuge und Anleitung zur
Behandlung des Holzes. (Kollwagen, Kaspertheater, Wandschrank,
Bücherstempel usw.). Auch schwierigere Drechselarbeiten sind mit auf-
genommen. Von den Metallarbeiten ist besonders das Metalltrei-
ben berücksichtigt, Draht- und Blecharbeiten sowie das Lötlverfahren
sind ebenfalls eingehend geschildert. Technische Begriffe
finden Anregung zum Herstellen von Dampfmaschinen, Motoren
und Flugzeugmodellen.

Eine Jugend, die in solcher Weise Kopf und Hand bildet und
unermüdet zur Kunst kommt, wird auf allen Lebensgebieten tüchtig
sein. Möge die Schule bald diese Aufgabe übernehmen. D.

Aus der Praxis

Winterleger. Die Hühner können nur dann im Winter Eier
legen, wenn sie eine entsprechende Fütterung erhalten. Soll ein
Huhn als Legehuhn seine Pflicht tun, so muß es mehr Nahrung
erhalten als für die Erhaltung seines eigenen Körpers braucht.
Dies denen zur Mahnung, die da glauben, am Futter sparen zu
können und sich dann wundern, wenn die Hühner auch mit den
Eiern sparen. Tiere, die nur so viel Futter erhalten, als sie
gerade zur Erhaltung ihrer Kräfte benötigen, können einfach
nicht legen. Das Futter muß aber auch nahrhaft sein und dazu
abwechslungsreich. Es kommt also nicht auf die Menge, sondern
auch auf die Güte an. Körner allein tun es nicht, Knochenstrolch
und vor allem auch Grünfütter sind unerlässlich. Kleie und Kar-
toffeln allein genügen ebenfalls nicht. Desgleichen soll aber auch
durch Anlegen von Scharräumen für genügende Bewegung der
Tiere gesorgt werden, denn andernfalls hat das gute Futter auch
keinen Zweck, da die Hühner dann nur Fett ansetzen.

Das Anpflanzen von Haselnußsträuchern in Gärten ist sehr
zu empfehlen, da der Haselnußstrauch auch mit weniger günstigen
Plätzen vorlieb nimmt, wenn er nur genügend Nahrung findet.
Vielzahl werden die Lamberknüsse zur Anpflanzung empfohlen,
doch sei vor ihnen gewarnt. Sie sind nicht winterhart und leiden
besonders durch Spätfrost. Es gibt jetzt eine ganze Anzahl besserer
Haselnüsse.